

schönen Zandern, Welsen und allen Arten von Weißfischen keine Seltenheit. Der tägliche Fischfang wurde mit Stellsäcken, Reusen und hauptsächlich mit Stellnetzen durchgeführt. Die Netze wurden als Grundnetze meist in Ufernähe und im rechten Winkel zu diesem gestellt. In extrem trockenen Zeiten, niedrigem Wasserstand und erheblichen Wasserabzug durch das am Staudamm gelegene E-Werk kam es des öfteren vor, daß der Wasserspiegel über Nacht erheblich gesenkt wurde und somit die Stellnetze seicht zu stehen kamen. Waren abends beim Setzen die Netzoberleinen noch zum Großteil unter Wasser, so sah man selbige oft am frühen Morgen an der Wasseroberfläche. In solchen Zeiten kam es dann des öfteren vor, daß sich die in der Umgebung zahlreich vorhandenen Füchse beim Auslösen der in den seichteren Netzteilen gefangenen Fische beteiligten. Anfangs wußten wir nicht, woher die verschlutzten Löcher in den Netzen stammten und waren der Meinung, daß ein größerer Fisch das Netz einfach durchgerissen habe. Erst als bei noch tieferer Absenkung des Wasserspiegels nicht nur das Ufergeröll,

welches keinerlei Spuren hinterließ, sondern auch Feinschlamm außer Wasser kam, konnten wir einwandfrei die Spuren Reines feststellen, der allnächtlich unsere Netze aufsuchte, um hier bequem Mahlzeit zu halten.

Indem wir die Netze tiefer stellten, wurde den Füchsen diese Tätigkeit dann versalzen und eingestellt — nicht so sehr wegen der gestohlenen Fische, als wegen der anschließend notwendigen und zeitraubenden Netzflickerei.

Auch Karpfen-Winterteichen sind Füchse, besonders dem Frühjahr zu, oft ungeliebte Fischer. Hat dort der Karpfen aus irgendwelchen Gründen vorzeitig „ausgelagert“ und geht infolge Sauerstoffmangel bei einsetzender Schneeschmelze in die unversperrten Zuläufe, so sind in kürzester Zeit außer Krähen auch schon die Füchse da und holen sich von den ohnedies etwas benommenen Fischen leichte und reichliche Beute.

Mit guten Abzugeisen werden allerdings sie selbst an solchen Stellen wieder leicht zur Beute des Fischers oder Jägers.

A. Planansky, Heidenreichstein.

J. K. Hödl:

Gipfel der Fischwaid

Alle Freunde und Jünger der Wasserwaid planen einmal oder auch ein paarmal im Jahr eine besondere Fahrt zur Ausübung ihres heißgeliebten Sportes. Die Gründe dafür sind allerdings sehr verschieden. Der eine kennt den Stand einer Riesenforelle und hat sie in seinen Träumen schon oft gelandet, daß er ganz einfach fahren muß, um seine Traumforelle wirklich zu überlisten. Andere wieder hörten die Mär von einem wunderbar besetzten Bach oder Privatrevier und geben keine Ruhe, bevor sie sich selber wundern müssen, was manche Leute alles erzählen. Und dann gibt es welche, das sind die ewig Suchenden. Zu diesen gehöre ich. Es ist wie ein süßes Gift, wenn ich an einem neuen Wasser stehe und tausend Geheimnisse warten anscheinend nur auf mich. Jeder tiefe Rinner, jede unbekannte Gumpen ist für mich

ein Wunder und voll Inbrunst kurble ich mein kleines Fischchen durch das „neue Wasser“ Das Begehen einer neuen Strecke geschieht mit so großem Empfinden und Erleben, daß ich am Ende eines solchen Fischtages immer ganz „fertig“ bin. Aber es ist eine Sehnsucht, die nie stirbt und immer aufs neue in mir geboren wird. Sie brachte natürlich manche Enttäuschung, aber viel öfter ganz große Freude. Jede Fahrt zur Fischwaid hängt ja von so vielen Faktoren ab, daß es nur selten ganz klappt und das ist gut so. Das sind dann die Spitzen der Wasserwaid und von diesen zehrt jeder waschechte Schuppenjäger zumindest für den Rest des Jahres:

Maientag, ein blaßblauer Himmel ohne ein Wölkchen spannt sich über unseren Häuptern, und wir rollen in den taufrischen Morgen. Trotz düsteren Prognosen und starkem Druck-

lall lacht die Morgensonne und wir lachen mit ihr. Freund Hardy und ich fahren ans „neue Wasser“ besser gesagt, an eine uns noch unbekannte Strecke. Wir sind vom ersten Kilometer an in Stimmung. Gar manches Mal begann eine solche Fahrt bei Regen oder wolkenverhangenem Himmel, doch diesmal haben wir bei St. Petrus einen mächtigen Stein im Brett. Und lacht Dir einmal das Glück, dann lacht es gleich verschwenderisch. Am Ziel angekommen, gingen wir klopfenden Herzens zum Besitzer der Traum-Privatstrecke und nach einigen Minuten hielten wir die erschte Tageskarte in den Händen. Meine Empfehlung, die ich mit hatte, tat ihre Schuldigkeit und mit den Worten „ich fische auch gerne in einem anderen Wasser“ entließ uns der Sportkamerad. Er hatte dieselbe Einstellung wie ich und sportliches Verstehen für unser Begehren. Rasch stellten wir den Wagen in eine kleine Waldecke, schlüpfen in unsere Fischerkluft und schnell gings zum Wasser. Gott sei Dank, habe ich mir dieses starke Empfinden beim Gang zum Wasser bewahrt, durch all die Jahre. Blasierte Fischer sind mir ein Greuel.

Mein Kamerad landet bei seinem dritten Wurf eine schöne Bachforelle. Ich habe einen Biß, doch mein Anhieb geht ins Leere. Mich beutelt das Jagdfieber, daß es eine Schande ist. Hardy hat bereits drei Fische gelandet und ich war immer noch ohne Erfolg! Es waren ungefähr zwanzig Minuten vergangen, da bekam auch ich meinen Teil. Es war eine prächtige Regenbogenforelle, dick wie eine ausgewachsene, zweifündige Schleie. Zitternd hole ich sie mit dem Kescher ein, der Bann war gebrochen. Die Fischwaid ließ uns nun Stunden der höchsten Erfüllung erleben. Die Revierstrecke war nicht allzu lang, ungefähr vier Kilometer, aber der Besatz und vor allem die Beißlust der Salmoniden war einmalig. Wir stiefelten langsam durchs Wasser, die anfängliche Spannung hatte nachgelassen und tief beglückt genossen wir unser Fischerdasein. Kein Motorlärm in der würzigen Gebirgsluft, nur das Rauschen und Gurgeln des Wassers und das Klatschen der springenden Fische erreichte unser Ohr. Nun kam die Götterstunde der Fischwaid. Schon am zeitlichen Nachmittag passierten wir die Tore

eines kleinen Kraftwerkes, in dessen Wildwasser kapitale Fische standen. Wir konnten mit dem Blinker nur drei Stücke betören, alle anderen waren erhaben über unseren vorgesetzten Bissen. Nun wollten wir zum Abendtisch leckere Fliegen servieren und hoffen, die Grandseigneurs des Wildwassers damit zu verführen. Und es gelang! Wir standen ungefähr drei Meter über dem Wasserspiegel auf der Werksmauer und setzten flaumig unsere Fliege aufs Wasser. Sprung-klatsch und genommen war sie, wütend kämpften die Getupften und Gestreiften in dem schäumenden Wasser. Die Landung war bei jeder einzelnen ein Meisterstück. Die steile Eisenleiter der Werksmauer hinunter, mit einer Hand gehalten, mit der anderen nach bangen Minuten die starken Forellen gelandet. Bei der vierten war ich völlig erschöpft. Wir befestigten unseren Kescher an einem fünf Meter langen Eisenhaken, schlossen rasch mit dem Turbinenwärter einen fixen Dienstvertrag mit Sonderprämie und nun klappte die Sache.

Diese Stunde vor der Dämmerung werden wir so rasch nicht vergessen. Sie war eine Spitze der heurigen Saison. Jeder von uns landete mehrere Stücke so um knapp ein Kilogramm herum, und jeder hatte eine noch stärkere dabei. Das Erregendste war unser Standplatz! Es war ein Traumplatz, wir konnten von unserem hohen Stand aus jede Phase der Flucht überblicken und die Sprünge der gehakten Fische waren einmalig. Das Bild des letzten Drills meines Sportkameraden wird mir unvergeßlich bleiben. Er kniete am Turbinenauslauf, seine Fliegenrute war unwahrscheinlich stark gebogen, und im Schwall kämpfte mit stärkster Unterstützung des Wildwassers eine Rotgetupfte. Vielleicht 15 Minuten kniete er dort mit zitternden Händen. Schnur und Fischer entschieden über Sein oder Nichtsein des silbrigen Schuppenträgers. Der Jäger siegte, aber er war total fertig. Die Augen von unserem engagierten Nothelfer waren immer größer geworden und zum Schluß blieb ihm der Mund offen. Vier Jahre war bereits bei den Turbinen, aber so etwas von Fischen hatte er noch nicht gesehen. Er ahnte ja nicht, daß wir heute mit höchster Protektion fischten, und uns Petrus

einen Spitzentag der Fischerei schenkte. Doch alles geht einmal zu Ende, noch einmal funkelte rückwärts im Tal der weiße Gipfel auf und langsam krochen die blauen Schatten der Nacht hoch. Im Zeitlupentempo gondelten wir zu unserer kleinen Herberge, verstauteu Wagen und die Beute und genossen mit großem Appetit unser Nachtmahl. Nur langsam kam der Schlaf, der Tag war zu aufregend gewesen. Noch manche Kapitale erlegten wir im Halbschlummer, bis uns das Krähen des Hahnes aus den Federn trieb. Die Sonne war aufgegangen, in der Nacht hatte es leicht geregnet und tausendfach funkelten die Wassertropfen auf den Gräsern. Wieder war der Himmel sauber und rein gefegt und tief pumpen wir die herrliche Luft in unsere Großstadtlungen. Heute hatten wir eine andere Jagdstrecke oberhalb des kleinen Ortes genommen. Sie war – was die Wasserstrecke anbelangt – so mittel, doch Schuppenwild sahen wir nur wenig. Es war als würden zwischen Gestern und Heute Jahre dazwischen

liegen, so groß war der Unterschied. Sprangen sie gestern wie toll, so ließ sich heute kein Fisch sehen. Weder Blinker noch Fliege war ihnen wert zu steigen. Um elf Uhr kapitulierten wir. Zuerst waren wir deprimiert, doch langsam siegte die Vernunft. Nicht jeder Tag konnte ein Sonntag der Fischwaide sein.

Wir lagen Streckessel, blinzelten ins weite Bergtal und genossen die selten gewordenen beschaulichen Stunden. Wir lauschten dem Rauschen des nahen Flusses und bewunderten den Segelflug eines Bussards, der von Zeit zu Zeit seinen klagenden Ruf ertönen ließ. Am Berghang drüben pfauchte die kleine Schmalspurbahn und irgendwer ließ sein Taschentuch Fahrtwind flattern, zum Abschied.

Drum fische, solange die Rolle singt
und nütze Deine Tage;
Ob man „drüben“ auch noch fischt,
das ist eine Frage.

Udo Kruczewski, Hamburg:

„Na, schau her...“

Wieder einmal weilte ich bei meinem Freund Jürgen in der Lüneburger Heide zu Besuch. Es war jedes Mal ein Erlebnis, in diese von mir so geliebte Landschaft zu fahren, wo ich meine ganze Jugendzeit verbracht hatte. Mit Jagd und Fischerei von Kindesbeinen an vertraut, kamen hier in der Abgeschiedenheit weiter Wälder und ein paar Flüsse einige Male im Jahr meine Passionen zu ihrem Recht. Wenn auch der Ausflügerstrom sich schon bald in die letzten Winkel hin ausdehnt, hier ist noch Platz für ein wenig Romantik.

Die „Glockenkuhle“ wird ein Wasserloch mit eigener Quelle genannt, aus dem ein Bächlein mit winzigen Ausmaßen entspringt. In dieser Vertiefung sollte – lang vor dem ersten Weltkrieg – ein Glockenturm samt Glocke im Morast versunken sein und der Ort war seit dem Tage von einem gewissen Geheimnis umgeben. Ängstlich mieden Kinder

diese Stelle und auch mir war es als Junge so gegangen.

Als Angler hatten wir dieser Kuhle und dem Bächlein, das eher einem Abflußgraben als einem Bach glich, keine Bedeutung zugemessen. Zwar war die Umgebung sehr romantisch, doch letzten Endes wollten wir ja etwas fangen und zogen deshalb andere Gewässer vor. Außerdem hätten wir gelacht, wenn jemand in der Winzigkeit von Bach etwas anderes als Frösche vermutet hätte.

Doch dieses Mal sollte es anders kommen. Mein Freund gab mir den Tip: Bauer Cohrs hätte gemeint, in diesem Flübchen seien jetzt Fische, und wenn der „Hamburger“ kommt (damit war ich gemeint), soll er mal seine „Stangen“ dort reinhalten. Wie sollte ich da zum Angeln kommen? Teilweise 20 bis 50 cm breit, Weidengestrüpp und überwuchernde Grasbüschel. Und was für Fische sollten da drinnen sein?

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Österreichs Fischerei](#)

Jahr/Year: 1961

Band/Volume: [14](#)

Autor(en)/Author(s): Hödl Josef K.

Artikel/Article: [Gipfel der Fischwaid 25-27](#)